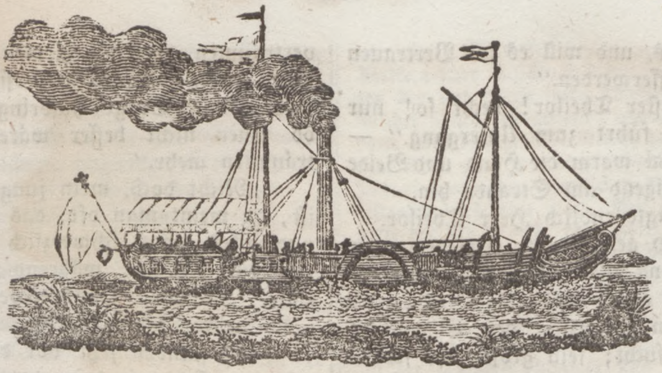
№ 69.

Sonnabend, am 8. Juni 1844.



Von dieser der Unterhaltung und den Interessen des Volkslebens gewidmeten Zeitschrift erscheinen wöchentlich drei Nummern. Man abonnirt bei allen Postämtern, welche das Blatt für den Preis von 22½ Sgr. pro Quartal aller Orten franco liefern und zwar drei Mal wöchentlich, so wie die Blätter erscheinen.

Danziger Dampfboot

für

Geist, Humor, Satire, Poesie, Welt- und Volksleben, Korrespondenz, Kunst, Literatur und Theater.

Segen der Bühne.

(Fortsetzung.)

Inzwischen hatte ich die Feldzüge von 1813 und 1814 wieder mitgemacht und war so schwer verwundet, daß ich mich einigermaßen nach einem Ruheposten sehnte und einen solchen auch wohl beanspruchen durfte. Man wies mir das Commando über meine liebe, kleine Feste zu, welches ich zur Zeit noch inne habe, und hier verlebte ich mehrere Jahre ruhig, heiter, glücklich, bis, wie schon oben gesagt, der frühe Tod meiner Gattin eine große Oede in meinem Herzen zurückließ, die während eines langen Zeitraums den Platz darin behauptete. Da füllte die gütige Vorsehung auch diese aus, indem sie ein Schwesterkind meiner verstorbenen Gattin, welches, nachdem seine Eltern und Großeltern gestorben, schutzlos in dieser Welt zurückgeblieben, meiner Sorge vertraute. Mit der kleinen, lieblichen Waleska, in der ich, je mehr sie sich entwickelte, das verjüngte Ebenbild meiner Gattin, sowohl dem Körper, als der Seele nach, wiederfand, zog aufs Neue Freude und heiteres Leben in mein verödetes Haus und in mein einsames, altes Herz.

Und hiermit, mein liebster Theilor, haben Sie die Lebensskizze eines Mannes, der von der leitenden Hand Gottes und, ich wiederhole es, durch den „Segen der Bühne," von dem Abgrunde beabsichtigten Selbstmordes zurück auf die Wogen des Lebens und endlich auf ein liebliches und friedliches Eiland geführt wurde, von wo er in den sichern Hafen ewiger Seligkeit einzulaufen gläubig hofft, und inzwischen mit dankbarem Gemüth sich oft gedrungen fühlte anzuerkennen: „das Leben ist doch schön und dankenswerth, und wie dunkel auch die Wolken sein mögen, die sich am Himmel des Einzelnen aufthürmen, sie müssen, nach den ewigen Gesetzen der Natur, vorüber ziehen und es wieder Licht werden lassen."

„Ja, ja, mein theurer, redlicher Freund, ich verstehe Sie, und Sie haben Ihre Absicht nicht gänzlich verfehlt: ich ahne, es werde einst auch für mich Licht werden, so dunkel es auch jetzt rings um mich ist; — was indeß auch kommen möge, so viel gelobe ich Ihnen: „ich werde dies qualvolle Leben nie freventlich und in unerlaubter Weise von mir schütteln!" sagte Herr von Theilor traurig, aber fest, und bot dem Obristen die Hand.

Dieser ergriff und drückte sie lebhaft, indem er sagte: „Der große Gott sei gepriesen für dies Ihr Versprechen, und ich vertraue dem Wort eines Mannes von Ehre so vollkommen, daß, welches auch früher meine Befürchtungen gewesen sein mögen, ich in dieser Beziehung jetzt vollkommen beruhigt bin. Aber ein wie großer Schutz für Sie selbst dieser Ihr gefaßter Entschluß auch ist, er reicht nicht aus, Sie in jeder Art zu retten und mit dem Leben zu versöhnen; Sie bedürfen der leitenden Hand eines erfahrenen Freundes, wollen Sie sich für eine kurze Zeit der meinigen überlassen? wie ich mich der meines alten Freundes, und zu meinem Heil, überließ?"

„O gewiß, ich will es, und will es mit Vertrauen und Hoffnung auf ein Besserwerden."

„Recht so, mein liebster Theilor! recht so! nur völlige Hoffnungslosigkeit führt zum Untergang." — Er drückte ihm noch einmal warm die Hand und Beide gingen ein Weilchen schweigend am Strande hin.

„Und Gabriele?" fragte endlich Herr Theilor.

„Sie ist nicht glücklich geworden," erwiederte der Obrist mit leisem Nachklang wehmüthiger Theilnahme für den Gegenstand seiner ersten Liebe: „Mein Vetter S. war von unglücklichem Leichtsinn des Charakters und eitler Verschwendungssucht; sein großes, so schnell gewonnenes Vermögen schwand in wenigen Jahren spurlos hin, und so wie Noth und Sorge ins Haus einzogen, zogen Friede und Freude hinaus; die arme Gabriele führte ein kummervolles Leben, von dem ein früher Tod sie erlöste. Ihr Mann ging nach Amerika, wie so Viele, in dem Wahn, dort mit leichter Mühe Schätze zu erwerben, die er doch, als er sie besaß, so wenig zu Rathe zu halten wußte; er soll jedoch in Armuth gestorben sein."

Die schöne, stille Nacht war über diesem langen Gespräch der beiden Männer fast vergangen; ein leichter, purpurn goldiger und violetter Hauch am fernen Horizont verkündete das Nahen eines neuen Tages.

„Eine liebliche, verheißungsvolle Aufmunterung für den Traurigen und Hoffnungsarmen!" sagte der Obrist, auf die schöne, immer glänzender hervortretende Färbung des Himmels deutend, deren Wiederschein sich leuchtend im Meer abspiegelte: „ein neues Licht, ein Licht von Gott tritt siegend vor und macht der Nacht die Herrschaft streitig."

„Ich danke Ihnen!" erwiederte Herr von Theilor mit einem verstehenden Blick, „und hoffe Ihrer Freundschaft werth zu werden, wenn ich es auch jetzt nicht bin."

Allmälig wurde es am Strande belebter; fleißige Fischer, bedacht für den Erwerb des Tages, stachen auf ihren leichten Böten in die See, einige schweigend und ernst unter dem Druck der Armuth und Beschwerde ihres Standes, andere laut und ihrem rohen Naturell gemäß sich unterhaltend, noch andere, die Jungen und Lebensfrohen nämlich, ein harmloses Lied singend, wozu das sanfte Rauschen der See eine melodische Musik lieferte und die kleinen, gefiederten Bewohner des nahen Wäldchens im lieblichsten Chor einstimmten, während die aufgehende Sonne mit ihrem glänzenden Licht die Scene überstrahlte und die Thautropfen, die nächtlichen Thränen des Himmels, von Blättern und Gräsern küßte.

Unsere Spaziergänger schritten langsam dem Dorf zu. In den Hütten der Armen und Arbeitsamen herrschte schon reges Leben, über den Häusern der Reichen ruhte noch der Friede der Nacht. „Man nennt Diese die Bevorzugten, und doch haben Jene mehr vom Leben!" warf der Obrist in Beziehung auf die Reichen und Armen hin."

„Allerdings," antwortete Herr von Theilor, „in sofern die Bevorzugten einen großen Theil des Lebens verträumen, den die Armen wachend durchleben; aber wenn man bedenkt, daß sie ihn meist in Mühe und Arbeit und Sorge hinbringen, da weiß man nicht, ob ihnen nicht besser wäre, sie lebten kürzer und träumten mehr."

„Nicht doch, mein junger Freund! wenn man alt ist, da meint man oft, das Leben sei zu kurz gewesen, und alles, was schmerzlich darin war, erscheint uns wie ein Traum; während die Erinnerung an alles Gute, Schöne, Dankenswerthe für uns eine lebensvolle Frische behält."

Sie standen jetzt vor des Obristen Wohnung und trennten sich mit dem gegenseitigen Versprechen, sich während ihres gemeinsamen Aufenthalts im Bade recht oft zu sehen.

Als Herr von Theilor gedankenvoll die Hauptstraße des Dorfs hinunter ging, um sich in sein Quartier zu begeben, berührte das schwere Rasseln eines Reisewagens sein Ohr. Fast mechanisch blickte er auf und erkannte die glänzende Equipage und reiche Livree des Grafen von Rosewski. Ein bitteres Lächeln verzog seinen Mund: „Dies Alles wurde angeschafft von dem Vermögen, das von Gott und Rechtswegen **mir** zugekommen wäre und das **er** erbschleicherisch erlistet und mich darum geprellt hat. Er ist ein reicher Mann in aller Form des Gesetzes, und ich — verspielte gestern Abends mein letztes Geld, fast mein letztes Hab und Gut! Das ist ein greller Contrast! Doch ich will es wieder gewinnen und mehr dazu!" dachte er und ein Funke der unseligen Leidenschaft fürs Spiel, die ihm früher so fern lag und jetzt lediglich eine Folge der Verzweiflung an Gott und Menschen war, blitzte in seinen düstern Augen auf. Aber gleich darauf fuhr er zusammen, wie entsetzt vor seinen eigenen Gedanken, und rief traurig, aber fest: „Nein, nein, auf **solche** Weise will ich nie etwas wieder zu gewinnen suchen!"

Der Reisewagen war ihm währenddeß ganz nahe gekommen; er warf einen Blick hinein und erkannte die Gräfin und den Grafen von Rosewski, die treulose Geliebte, den falschen Freund; welche, obgleich die Saison eben begonnen, dennoch, nach dem Gepäck des Wagens zu schließen, den Badeort für immer zu verlassen schienen.

„Sie fliehen vor mir! mein Anblick ist ihnen unerträglich und ihrem schuldigen Gewissen eine Qual!" sagte er sich selbst und freute sich dieses traurigen Triumphes.

Verlassen wir den Armen für die nächsten Stunden und suchen ihn erst gegen die sechste Abendstunde dieses Tages wieder auf, als er einsam in seinem Zimmer sitzend, schwermüthig über seine Vergangenheit und seine Zukunft nachdachte. Ein Klopfen an die Thür störte ihn aus seinem dunkeln Grübeln auf und der Obrist Boudoin trat ein.

„Ich wollte Sie bitten, liebster Theilor!" sagte er, mit mir ins Theater zu kommen; es wird ein schönes

Stück heute gegeben, dessen Titel mir aber für den Augenblick entfallen ist; Sie kennen ihn vielleicht?"

„Nein," erwiederte der Gefragte, „ich kümmere mich wenig um derlei; aber ich werde Sie ins Theater begleiten, da Sie es wünschen, obgleich ich nicht recht dazu aufgelegt bin; aber es ist vielleicht besser so."

„Gewiß, mein lieber Freund, gewiß!" und sie gingen ins Theater.

Es wurde „Drei Tage aus dem Leben eines Spielers" gegeben; dies allerdings sehr ergreifende Stück, das aber überall und vorzüglich in einem Bade, wo sich eine sogenannte „Spielhölle" etablirt hat, nicht oft genug gegeben werden kann.

Halten wir uns nicht bei dem bekannten Gange des Stücks auf und folgen lieber Herrn von Boudoin und seinem Schützling, als Beide, nach beendigter Vorstellung, das Haus verließen.

Todtenblaß, in höchster Aufregung aller Gefühle, warf der junge Mann, als sie im Freien und unbeobachtet waren, sich an die Brust des väterlichen Freundes und sprach nur die wenigen, aber aus innerster Tiefe heraufquellenden Worte: „Jetzt bin ich vollkommen geheilt, und ich schwöre es bei meinem Anspruch auf die göttliche Gnade im Leben und im Tode, dem sündigen Spiel, diesem Verderber von Menschenglück und Seelenheil, zu entsagen."

Der Obrist erwiederte warm die Umarmung des Geretteten, erhob das weiße Haupt und das friedliche, stille Auge zum Sternenhimmel und sagte weich: „Habe Dank, Du guter Gott!"

Nach einer frommen Pause fügte er hinzu: „Das ist abermals ein „Segen der Bühne!"

„Ja wohl, ein „Segen der Bühne!" wiederholte Herr von Theilor langsam und feierlich.

(Schluß folgt.)

Reflexionen.

— Unter Moses mußten Tausende sterben, weil sie ein goldenes Kalb anbeteten. — Heute aber leben Viele blos davon, daß sie goldene Kälber anbeten.

— Es giebt kein fataleres Halsübel, als das, wenn man einen langweiligen Schwätzer nicht vom Halse bekommen kann.

— Wer sich viel Gewicht verschaffen will, darf nur heirathen, denn wenige Wochen nach der Hochzeit hat er gewiß schon einen Centner auf dem Herzen.

Briefliche Mittheilungen.

Berlin, den 25. Mai 1844.

Die gelesenste Zeitung unserer Stadt, nämlich die Vossische, gleicht gegenwärtig einem förmlichen Schlachtfelde, auf dem die hartnäckigsten Kämpfe geliefert werden, versteht sich, ohne Blutvergießen. Eine Zeit lang war fast jedes Blatt mit eingesandten Artikeln über Eisenbahn-Aktien angefüllt, die schon aus der ganzen Art und Weise ihrer Abfassung deutlich erkennen ließen, aus welcher Quelle sie geflossen waren; dann entspann sich eine Debatte über das geringe Gehalt der hiesigen Elementarlehrer, die zum Theil noch fortdauert; jetzt wird die Frage discutirt, ob die Polizei wegen der öffentlichen Anzeige eines Faktums Jemanden bestrafen dürfe oder nicht. Wie ich Ihnen schon mitgetheilt habe, hatte der Dr. Korff, der, wenn ich nicht irre, ein Zögling der hiesigen Pepinière ist, einen Artikel über die Verletzung eines Schneidergesellen durch einen Gensdarmen in die Vossische Zeitung rücken lassen. Der hiesige Polizei-Präsident erklärte darauf in der Zeitung, die Anzeige des Herrn Dr. Korff sei eine unbefugte, und habe dem Verfasser deshalb eine Strafe zugezogen. In der heutigen Nummer sind nun wieder zwei Artikel gegen die Erklärung des Polizei-Präsidenten gerichtet. Auch die Preußische Allgemeine Zeitung hat gegenwärtig harte Kämpfe zu bestehen, da sie mit verschiedenen Zeitungen, z. B. der Kölner, der Aachner ꝛc. angebunden, und sich dabei bedeutende Blößen gegeben hat. Bekanntlich kostet die Allgemeine Zeitung dem Staate jährlich 10,000 Thaler, und es verlautet deshalb, daß sie wahrscheinlich bald eingehen werde. — Die Nachricht, daß der Justizminister Mühler sein Amt niederlegen werde, scheint sich mehr und mehr zu bestätigen. Als seinen Nachfolger bezeichnet man den Wirkl. Geh. Legationsrath Eichmann. Die Stelle des ehemaligen Oberpräsidenten von Sachsen Herrn Flottwell, der das Finanzministerium bereits übernommen hat, ist noch nicht besetzt, man vermuthet, daß Herr Mühler als Oberpräsident nach Magdeburg gehen werde. Magdeburg hat übrigens auch schon in früheren Zeiten ehemalige Minister zu Oberpräsidenten gehabt. An das Oberlandesgericht in Magdeburg ist der bisherige Vicepräsident des Obergerichts in Frankfurt a. O. Herr v. Gerlach als Chefpräsident versetzt worden, wird aber, wie man sich erzählt, zuvor eine Reise nach England machen, um die dortigen juristischen Einrichtungen kennen zu lernen. — Bereits seit einigen Wochen ist davon die Rede, daß die Richter eine togaartige Amtstracht erhalten sollen. Ob dieses Gerücht aber begründet ist, bezweifle ich. — Der bekannte dänische Dichter Oehlenschläger ist an Thorwaldsens Stelle als Ritter in den Orden pour le mérite civil eingerückt. — Der Wirkliche Geh. Ober-Regierungsrath Dr. Beuth, Direktor im Finanzministerium und Vorsteher des Gewerbe-Instituts, hat den Titel Excellenz erhalten. — Der hiesige Gustav-Adolphs-Verein zählt gegenwärtig über 1200 Mitglieder und wird nächstens den definitiven Vorstand wählen. — Auf die Erniedrigung des Porto-Tarifs scheint vorläufig wenig Aussicht vorhanden zu sein. — Die Frühlingsübungen des Militairs haben bereits ihren Anfang genommen, auch einige Paraden haben bereits statt gefunden. Da wir fast gar keinen Regen haben, so kommen die armen Soldaten gewöhnlich über und über mit Staub bedeckt Mittags nach der Stadt zurück, und sehen aus, als ob sie Mohren oder Mulatten wären. — In der Kölnischen Zeitung wird gesagt, Schelling habe das Honorar für seine Vorlesungen auf drei Thaler ermäßigt. Das ist wahr und unwahr zugleich. Schelling hat nur in dem Winter 18$\frac{41}{42}$ sich seine Vorlesungen mit einem Louisd'or bezahlen lassen, weil er damals wöchentlich sechs Stunden las. Später hat er immer nur drei Stunden wöchentlich gelesen, und sich demgemäß auch nur drei Thaler für die Vorlesung zahlen lassen. Dies hat er also bereits seit zwei Jahren, aber nicht, wie man nach der Kölner Zeitung glauben sollte, erst jetzt eingeführt. — An dem Opernhause wird sehr eifrig gearbeitet, und es ist deshalb wohl keinem Zweifel unterworfen, daß den 15. October die erste Aufführung in demselben wird statt finden können. Zu dieser ersten Aufführung schreibt der berühmte Tieck ein Festspiel, und Meyerbeer eine Eröffnungs-Cantate.

(Fortsetzung folgt.)

Reise um die Welt.

*** Es dürfte Wenige geben, welche Schillers Geisterseher nicht gelesen haben; dagegen dürfte es aber wohl nur Wenigen bekannt sein, daß der Geisterseher kein Gebilde der Phantasie Schillers ist, sondern auf historischen Daten beruht, und die Geschichte des Prinzen Alexander von Würtemberg behandelt, den Rom katholisch machen und, obgleich er nicht eigentlicher Thronfolger war, dann auf den würtembergischen Thron setzen wollte, was auch zur Ausführung kam. Schiller hat bekanntlich nur den ersten Theil des Geistersehers geschrieben, die Fortsetzung aber nicht etwa deshalb unterlassen, weil ihm der Stoff über den Kopf wuchs, wie in der Regel behauptet wird, sondern weil ihm von dem würtembergischen Hofe unter den Fuß gegeben wurde, daß man die Beendigung dieses Gemäldes nicht wünsche. — Ebenso ist die im J. 1833 von E. Morvell in 3 Bänden herausgegebene Fortsetzung des Geistersehers, nach historischen Quellen, welche sich im Archiv zu Stuttgart befinden, bearbeitet. E. Morvell ist übrigens der Pseudoname des jetzt in Danzig lebenden Dr. Vollmer, der sich, als er jene Fortsetzung schrieb, in Stuttgart aufhielt, und dem man damals — ein Menschenalter nachdem Schiller seinen Geisterseher angefangen hatte — die Benutzung des Archivs für den vorliegenden Zweck gestattete.

*** In Paris hat ein dortiger Arzt, Dr. Plaisant, eine neue Heilmethode ins Leben gerufen, welche er die Lehmcur nennt. Plaisant basirt seine Theorie darauf, daß mehrere Stämme südamerikanischer Wilden Lehmklöße genießen, die Vögel aber häufig Lehm und Sand aufpicken, und sich dadurch den Magen reinigen. Wie die Wasser-Doctoren nun den Magen des Menschen mit Wasser auswaschen, so will er den Magen mit Lehm ausscheuern. Er will alle möglichen Krankheiten mit Lehm curiren, den er bald als Decoct, bald als Pillen, als Pflaster, als Clystir, als Bad, kurz in jeder Weise anwendet. Vielleicht sehen wir bald auch in Deutschland, wo es jetzt so viele Wasserheilanstalten giebt, Lehmcuranstalten entstehen. Guten Appetit!

*** In Nordrußland zeigen — wie Professor Blasius in seiner Reise bemerkt — viele Volkssitten von einer Ursprünglichkeit, die im Innern Rußlands schon seit vielen Jahren verschwunden scheint. So ziehn unter andern die jungen Mädchen, die zu heirathen beabsichtigen, zu einer Art von Brautschau jährlich zu bestimmter Zeit nach Ustjug. Mit ihrem Brautgut kommen sie auf Kähnen, Barken und Flößen vom Jug und der Suchana her in Ustjug zusammen und stellen sich in Reihen auf dem grünen Marktplatz. Die heirathslustigen Männer finden sich zur bestimmten Zeit ebenfalls ein und wählen, nach der Bedeutung des Brautguts und nach ihrem Geschmack, irgend ein fremdes Mädchen, das sie nie vorher gesehen haben. Man nennt diese freiwilligen Bräute, da sie von den Wellen des Jug und der Suchana herausgetrieben worden sind, die Hergeschwommenen. Eine ähnliche Sitte hat sich unter den nordischen noch ganz nationalen Kaufleuten sogar bis nach Petersburg erhalten.

*** Der Bischof von Seez ertheilte am 8. Mai in seiner Parochial-Kirche zu Flers (Frankreich) den Segen; ein plötzliches Krachen, das sich auf dem Chor vernehmen ließ, brachte den Anwesenden den Gedanken bei, dasselbe drohe den Einsturz. Alles strömte nach den Thüren, und dabei wurden Frauen und Kinder zerquetscht und unter die Füße getreten, so daß man gegen zwanzig Opfer zu beklagen hat. Eine hochschwangere Frau, Mutter mehrerer Kinder, lag todt, völlig zertreten, an der Kirchthür. Die Zahl der Verwundeten ist sehr groß.

*** Nach dem „Memorial Bordelais" hat eine schreckliche Ueberschwemmung furchtbare Verwüstungen in der Stadt Durand und deren Umgebungen, in Mexiko, angerichtet; mehr als 400 Häuser wurden durch die Gewalt des Wassers weggerissen. Die durch dieses Unglück verursachten Verluste wurden auf eine Million Piaster geschätzt.

*** Handbuch für Frauen heißt ein neues in der Vereinsbuchhandlung in Berlin erschienenes Werkchen, das sich auf alle Angelegenheiten des häuslichen Lebens erstreckt und besonders Rücksicht auf Ersparniß in der Wirthschaft nimmt. Dürfte von Frauen und Mädchen wohl zu beachten sein.

*** Von Bettina, der Verfasserin des sogenannten Königsbuches (dies Buch gehört dem König), ist ein Werk unter der Presse, welches man Geheimnisse von Deutschland wird nennen können. Es soll nämlich eine Reihe von Aktenstücken enthalten, die sich auf die Noth, die Lebensweise und den gesammten Zustand der besitzlosen Volksklasse beziehen und der Verfasserin aus den verschiedensten Theilen von Deutschland zugekommen sind.

*** In Darmstadt hat sich ein aus 28 Bürgern bestehender „Hülfsverein für Christen im Orient" gebildet, welcher Aufruf und Bitte zur Beisteuer an die Christen aller Bekenntnisse, aller Länder und Städte erlassen hat.

*** Wieder einmal soll in Deutschland der Versuch mit einer atmosphärischen Eisenbahn gemacht werden, nämlich auf der etwa zwei Wegstunden langen Station von Bad-Soden nach der Taunuseisenbahnstation Höchst, wozu die Concession bereits erfolgt ist.

*** Aus Koblenz berichtet man, daß daselbst ein niederländisches Dampfboot mit einer großen Anzahl von Passagieren ganz eigener Art vorbei gegangen sei. Es befanden sich nämlich auf demselben nicht weniger als 192 der schönsten englischen Jagdhunde, welche einem ungarischen Magnaten gehören und durch besondere Livree-Bediente jetzt nach Ungarn gebracht werden.

Hierzu Schaluppe.

Schaluppe zum Dampfboot.

№ 69. Am 8. Juni 1844.

Inserate werden à 1½ Silbergroschen für die Zeile in das Dampfboot aufgenommen. Die Auflage ist 1500 und der Leserkreis des Blattes ist in fast allen Orten der Provinz und auch darüber hinaus verbreitet.



Eine Schiffsbruchsscene aus dem siebenzehnten Jahrhundert.

(Fortsetzung.)

Die Verwirrung vergrößerte sich von Minute zu Minute. Die Matrosen fluchten und schimpften auf den Kapitän, welcher auf die warnenden Worte so wenig geachtet hatte und beklagten bitter das Geschick, dem sie nun augenscheinlich erliegen mußten. Schon wollte der Kapitän die Pulverfässer über Bord werfen lassen, doch rieth ihm sein Freund, der Kaufmann Rolle, davon ab, indem die Möglichkeit noch vorhanden sei, die Gewalt des Elementes zu bekämpfen.

„Ihr hättet freilich die warnende Stimme Eurer Leute mehr beachten sollen, Freund", sagte Rolle leise zu ihm, „als man Euch von der Erscheinung des „fliegenden Holländers" Nachricht gegeben. Denn, glaubt mir, es geschieht nichts von Ungefähr, und das Geisterschiff ist den Seefahrern stets ein Unglücksbote gewesen."

„Sprecht mir nicht von solchen Narrenspossen, Rolle," entgegnete der Kapitän; „hätte nicht dasselbe auch geschehen können, wenn man von dem verrufenen „Holländer" nichts wußte."

„Wohl wahr; allein daran könnt ihr erkennen, daß es eine unsichtbare Macht giebt, die auf den Menschen und seine Schicksale stets einen großen Einfluß übt. Hättet Ihr die Reise noch um einige Wochen verschoben, da jene Erscheinung noch vor der Abreise sichtbar geworden war, dann wäre die Fahrt vielleicht glücklicher abgelaufen. Jetzt sind wir verloren!"

Und es hatte auch ganz den Anschein. Das Feuer hatte fast schon einen großen Theil des Schiffes ergriffen und machte immer größere Fortschritte. Noth und Verzweiflung bemächtigte sich der ganzen Mannschaft; Alles lief schreiend und klagend durch einander. Da befahl der Kapitain, das große und kleine Boot auszusetzen. Dies geschah; aber im Nu stürzten sich auch viele von den Passagieren und Matrosen in's Meer, bemeisterten sich der Boote, zerschnitten die Seile und ruderten davon. Als der Capitän dies gewahrte, zog er alle Segel auf und verfolgte die Entflohenen. Allein bald mußte er davon ablassen, denn durch den dadurch herbeigeführten Luftzug wurde das Feuer nur mehr angefacht.

Auf dem Schiffe befanden sich nun noch 119 Personen. Diese verdoppelten ihre Kräfte, um unaufhörlich mit Wassergießen die Gluth zu überwältigen. Diese schien sich auch zu vermindern, leider aber nur auf kurze Zeit; denn bald ergriff das Feuer auch die Oelfässer, wodurch die Gefahr den höchsten Punkt erreichte. Von Entsetzen ergriffen lief die Mannschaft, händeringend und sich das Haar zerzausend, wild durch einander; Einige fluchten, Andere beteten, noch Andere stürzten sich verzweiflungsvoll zu Boden. Nur der Kapitän behielt Muth und Geistesgegenwart genug, um die Pulverfässer schleunig über Bord werfen zu lassen. Dadurch gewann man wieder einige Hoffnung. Schon hatte man 60 Fässer dem Meer übergeben, als das Schiff mit einem entsetzlichen Knall in die Luft flog.

Als der gewaltige Schlag erfolgte, befand sich der Kapitain Bontekuh, vom Schweiße triefend, auf dem Verdeck, in der Nähe des großen Mastes. Bei völligem Verstande fühlte er sich plötzlich in die Luft fortgerissen und wieder niederfallen. Als er in den Fluthen um sich schaute, lag er zwischen dem großen und dem Fockmast. Obgleich am Kopfe und Rücken schwer verwundet, gelang es ihm doch, den großen Mast zu besteigen, von wo aus er auf die herumschwimmenden Trümmer des Schiffes, und die schrecklich verstümmelten Körper seiner Gefährten mit Klag' und Jammer hinblickte. Dabei glaubte er allein durch ein Wunder gerettet worden zu sein; allein wie staunte er, als er noch einen andern Menschen auf sich zuschwimmen sah, in dem er bald seinen Freund Rolle erkannte. Trotz des Jammers, welcher neben ihnen verbreitet war, freuten sich beide doch außerordentlich, daß sie am Leben geblieben waren. Dieser setzte sich neben ihn auf den Mast, und so, dem Ungefähr überlassen, ließen sie sich von den Wellen ruhig forttreiben.

Bald brach die Nacht herein und bei dem Gedanken an ihre schreckensvolle Lage versanken die beiden Unglücksgefährten in starre Betäubung; da schien es, als wolle der Himmel Trost in die verzagten Herzen senden, denn aus einer düstern Wolke drängte sich plötzlich die Sonne hervor und warf ihren Scheidegruß auf die unermeßliche Fluth, die davon im diamantenen Glanze schimmerte. Beide fühlten sich durch diese überraschende Erscheinung wunderbar belebt. Sie warfen einen Blick auf das mit Leichen und Trümmern bedeckte Meer, und unbeschreiblich groß war die Freude, als sie in weiter Ferne die beiden Boote erblickten. Sie riefen aus Leibeskräften, wurden aber nicht gehört. Mittlerweile war die Nacht ganz eingebrochen, der Mond glänzte am wolkenfreien Himmel und warf seinen silber-

farbigen Schimmer auf die spiegelglatte Meeresfläche. Sie klammerten sich mit den Beinen fest um den Baumstamm, ergriffen einige Bretstücke und ruderten frisch auf einen in der Ferne bemerkbaren dunkeln Punkt los, den sie für das große Boot hielten. Sie hatten sich nicht getäuscht, sie kamen dem Ziele näher, und schon nach einer halben Stunde hatten sie das Boot erreicht. Die Mannschaft war hoch erfreut, in der Stimme der Hülferufenden ihren Kapitain zu erkennen. Beide wurden mit tausend Freuden aufgenommen.

(Schluß folgt.)

Dienstboten-Wesen und Unwesen.

No. 68 des Dampfboots (Schaluppe) bringt einen Fall zur Kenntniß des Publikums, welcher (wenn es nöthig wäre), einen neuen Beweis von der Demoralisation der Dienstboten liefert; ein Hausknecht hat sich erstens ein falsches Dienst-Führungs-Zeugniß gemacht oder verschafft, und sich darauf vermiethet, zweitens seinen neuen Herrn um 43 Thaler, welche derselbe ihm fortzutragen gab, bestohlen. Sehr viel öfter, als sie zur Kenntniß des Publikums kommen, mögen solche Fälle eintreten, und bei der geringen Hülfe, welche das Publikum der Polizei leistet, ist es beinahe unmöglich dem Uebel zu steuern; es ist bei weitem mehr die Theilnahmlosigkeit, als die Sache selbst zu bewundern.

Schon in No. 34, 35 und 40 der Schaluppe zum Dampfboot von diesem Jahre, sind Aufsätze erschienen, welche den Gegenstand besprechen, allein sie sind wirkungslos vorübergegangen! Wäre es denn nach so vielfältigen Beweisen von der Größe des Uebels, nicht endlich Zeit durch kräftige Maaßregeln einzuschreiten? da besonders das hiesige Polizei-Präsidium geneigt ist, diese Sache zu unterstützen!

Der Aufsatz in No. 40 der Schaluppe (über Hebung und Besserung des Gesindestandes) läßt sich über die Gesindebücher aus und findet, daß dieselben des Stempels wegen, der nicht umgangen werden dürfte, 2 Thaler kosten würden, und daß der Armenkasse ein Deficit entstünde, worüber die Commune gerechte Beschwerde führen könnte. Diese Einwendungen gegen Einführung der Dienstbücher lassen sich leicht beseitigen. Erstens bestehen dieselben stempelfrei in der Provinz Sachsen; wenn dies gesetzlich ist, so ist der Preußische Staat viel zu gerecht, um eine Rechtswohlthat, die einer Provinz zusteht, den anderen zu entziehen — es käme also nur auf eine Vorstellung bei dem hohen Ministerio an; — zweitens würde eine Kommune sich nicht über das Deficit in der Ortsarmenkasse beschweren, sondern dasselbe gerne tragen und ersetzen, wenn sie dadurch bessere, gehörig unter Controlle stehende Dienstboten bekäme; — drittens tritt, bei Verbesserung des Gesindes, dieser Ausfall jederzeit ein, denn die hohe Einnahme rührt nur vom häufigen Wechsel der Dienstboten her und fällt weg sobald man seine Leute im Dienste behält; — endlich kann man ein Dienstbuch aus den einzelnen Zetteln (Dienstführungszeugnissen) bilden, indem man dem Gesinde bei einer zu bestimmenden Strafe aufgiebt, die Zeugnisse alle — (nicht blos das letzte) zu bewahren, an einander und in einen Umschlag von starken blauen Papier zu heften, wodurch allen Bedenken sofort abgeholfen ist.

Eine Controlle wäre höchst nöthig, das Zeugniß dürfte ohne Unterschrift und Siegel des Bezirks-Polizei-Commissarius keine Gültigkeit haben, — die betreffenden Polizei-Commissarien müßten in einem besonderen Buche jedem Dienstboten ein besonderes Blatt geben, worauf nach bestimmten Rubriken die einzelne Data des Zeugnisses eingetragen werden. Das fordert Zeit und kann dem Polizei-Commissarius nicht ohne Entschädigung aufgebürdet werden, allein wie leicht wäre diese zu beschaffen. Wer Dienstboten hält, müßte von jedem einzelnen eine jährliche um 7½ Sgr. erhöhte Steuer entrichten, so kämen bei 4400 Dienstboten in Danzig, schon 1100 Thaler zusammen, welche unter die Polizeikommissarien als Gehaltszulage vertheilt, dieselben gewiß für die Sache stimmen würden — und wer möchte sich einer so billigen Abgabe entziehen, wenn er dadurch eine Garantie für eine bessere Controlle des Gesindes erhielte! oder: man lege die Abgabe auf die Dienstboten und lasse jeden für eine Unterschrift auf der Polizei 2½ Sgr. entrichten — es wird wohl so ziemlich dieselbe Summe herauskommen und wenn nicht, desto besser — es ist dieses ein Zeichen, daß die Dienstboten nicht so oft wechseln, damit vermindert sich die Arbeit des Polizei-Beamten und sein Anspruch auf Vergütigung dafür, wird geringer.

Noch viel mächtiger aber können die Herrschaften auf ihre Untergebenen wirken. Die Zeugnisse müssen streng, der Wahrheit gemäß, ausgestellt und nicht durch thörigtes Mitleid von der Herrschaft selbst verfälscht werden — dem nachfolgenden Miether stehe ein gesetzlicher Anspruch an den vorhergehenden zu, wenn ein Dieb als ehrlich, wenn ein liederlicher Dienstbote als häuslich, ein Säufer als nüchterner Mensch geschildert wird! vor allem aber führe man eine Kleiderordnung ein — man verständige sich über eine vernünftige, zweckmäßige Tracht und verlange von jedem Dienstboten, daß er sich dieser Anordnung füge — ein Mädchen dürfe nie Seiden- und feine Wollenstoffe tragen; es müsse sich in Kattun oder gedruckter Leinwand, im Winter in wohlfeile Wollenzeuge, Rasch, Bombassin ꝛc. kleiden. — Aehnliche Anordnungen, welche auf den ersten Blick den Dienenden erkennen lassen, müßten beim männlichen Geschlechte getroffen werden; der Erfolg kann nur ein wohlthätiger sein. Der unerhörte Luxus, welcher die Dienstboten treiben, ist größtentheils Schuld an ihrer Demoralisation; — ein junger Bedienter will einen Frack von feinem Tuche, moderne Beinkleider, einen feinen Ueberrock, dazu alles Uebrige entsprechend haben. Sein Lohn reicht aber nicht zur Hälfte seiner Ausgaben, so sucht er per fas et nefas zum Fehlenden zu kommen, abgesehen davon, daß er Sonn- und Feiertags seine Vergnügungsörter besuchen, seine Dame daselbst freihalten will — oder umgekehrt, was gleichviel ist — denn Jungfer Köchin braucht für ihre Glacéehandschuhe und ihre Hüte jährlich so viel als ihr Lohn be-

trägt, und muß, um das Kleid, den Shawl ꝛc. zu haben und ihren Geliebten da oder dort zu tractiren, die Butter, die Eier, das Gemüse um ein bedeutendes theurer kaufen als sonst nöthig wäre, — so wie Kammerjungfern und Stubenmädchen, welche solche Nebeneinnahmen nicht haben, sich der Prostitution unterwerfen, die vielleicht gar nicht mit ihrer Neigung übereinstimmt, jedoch des Putzes willen nicht nur ertragen, sondern gesucht wird!

Es wird den einzelnen Herrschaften nie gelingen eine solche Umwandlung zu bewirken, wenn jedoch alle sich dazu vereinen, wird den Dienstboten wohl die Nothwendigkeit, sich solchen Anordnungen zu fügen, einleuchten. Möchte es recht bald den Bewohnern Danzigs gefallen, mit gutem Beispiel den anderen Städten voranzugehen, — auf solchem Wege ist Hülfe möglich, der Krebsschaden ist noch nicht so gefährlich, daß eine Operation nicht radikale Heilung herbeiführen sollte, lassen wir das Uebel aber einwurzeln, so wird es mit unserem Gesinde bald aussehen wie mit dem der vereinigten Staaten und dann wird der Geheimerath und der Rentier sich die Stiefel selbst putzen, die gnädige Frau die Kartoffeln eigenhändig schrapen müssen. Dr. . . o .

Kajütenfracht.

— Dem Vernehmen nach soll nächstens eine für das Communal-Interesse Danzigs höchst wichtige Angelegenheit zur Erörterung kommen. Der der Stadt Danzig zugehörige Grebiner Wald soll sich gegenwärtig in keinem erfreulichen Zustande befinden und die gesammelten Erfahrungen in Betreff der bisherigen Bewirthschaftung dieses mit Nutzholz bestandenen Waldes keine Bürgschaft für die Zukunft gewähren. Es hat sich daher die Frage herausgestellt: ob es für die Stadtgemeinde zweckmäßiger sei, den Wald als solchen ferner zu benutzen, oder ihn zur Abholzung zu verkaufen und Grund und Boden, gegen Einkaufsgeld und angemessenen jährlichen Canon, zur landwirthschaftlichen Benutzung in Erbpacht zu geben. Die bekannte Bodengüte in unserm Werder berechtigt zu der Annahme, daß der Grebiner Wald bei gehöriger forstlicher Behandlung wohl gedeihen und sowohl zum Nutzen und zur Zierde jener Gegend, als zum Vortheil der Stadtcommune erhalten werden könnte; dagegen scheint der Verkauf des Waldes und die Vererbpachtung des Grund und Bodens zur landwirthschaftlichen Benutzung eine viel größere Sicherheit für eine bedeutendere und festere jährliche Einnahme auf den ersten Blick darzubieten. Es wäre wohl wünschenswerth, wenn unsere städtischen Behörden dieser wichtigen Angelegenheit eine amtliche Publicität geben möchten, damit alle Bürger, die von reger Theilnahme an städtischen Angelegenheiten beseelt sind, sich von dieser wichtigen gehörig unterrichten könnten. —

— Ein geachteter Mitbürger unserer Stadt, welcher kürzlich von einer Reise aus London zurückgekehrt ist, hat dort Gelegenheit genommen, mit einem der ersten Ingenieure über Gasbeleuchtungen Rücksprache zu halten und denselben veranlaßt, unseren städtischen Behörden einen Vorschlag wegen einer derartigen Beleuchtung unserer Stadt einzureichen. Dem Vernehmen nach soll der Vorschlag des Engländers bereits hier sein und sich auf eine Forderung von jährlich 10,000 Thalern für die Gasbeleuchtung der ganzen Stadt belaufen. In der That, das wäre nicht zu viel. Wir wissen zwar nicht, wieviel die jährliche Lampenbeleuchtung der Stadt jetzt kostet, erwägt man aber deren Umfang, die dabei vorkommenden fortwährenden Reparaturen, so möchte man annehmen, daß die jetzige Lampenbeleuchtung nicht viel weniger kosten kann, als jener Entrepreneur der Gasbeleuchtung fordert, und dann — eine Gasbeleuchtung der Stadt! Es würde uns sehr wünschenswerth sein, in den Stand gesetzt zu werden, etwas Näheres darüber mittheilen zu können, wenn auch in dem Falle, daß aus dem Projecte nichts werden sollte. Man würde doch die Gründe kennen lernen, weshalb eine solche vorzugswerthe Beleuchtung für die Stadt im Allgemeinen, als auch für das Innere von Privathäusern, hier noch nicht einführbar sei. —

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.

Marktbericht vom 31. Mai bis 7. Juni 1844.

Es wurden vom 31. Mai bis 7. Juni an der Börse ausgestellt: $1401\frac{5}{6}$ L. Weizen, 670 L. Roggen, 36 L. Gerste, 20 L. Rübsen; davon verkauft: $647\frac{1}{6}$ L. Weizen, 259 L. Roggen, 36 L. Gerste und 20 L. Rübsen zu folgenden Preisen: Weizen 25 L. 131pf. a fl. 400, 13 L. 132pf. a fl. 399, $189\frac{1}{2}$ L. 132—33pf. a fl. 395, 44 L. 131pf. a fl. 390, 42 L. 130—32pf. a fl. 385, 5 L. 131pf. a fl. 380, 70 L. 130 — 32pf. a fl. 375, 31 L. 129—31pf. a fl. 370, 45 L. 129—32pf. a fl. 365, $26\frac{1}{3}$ L. 129 – 31pf. a fl. 360, 25 L. 135pf. a fl. 355, 33 L. 130pf. a fl. 350, 25 L. 130pf. a fl. 345, $7\frac{1}{2}$ L. 123pf. a fl. 280, $65\frac{5}{6}$ L. 129—33pf. a fl. (?); Roggen 21 L. 122pf. a fl. 193, 10 L. 121pf. a fl. 190, 101 L. 122 — 23pf. a fl. 180, 34 L. 122pf. a fl. 175, 30 L. 120—21pf. a fl. 175, 63 L. 120—23pf. a fl. (?); 14 L. 114pf. a fl. 204, 12 L. 110pf. a fl. 175, 10 L. 110pf. a fl. (?); Rübsen 20 L. a fl. 360.

Druck und Verlag von **Fr. Sam. Gerhard** in Danzig.